

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 9 (1911-1912)

Artikel: Aus "Berge und Menschen"
Autor: Federer, Heinrich / Baumgartner, O.G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748807>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

AUS „BERGE UND MENSCHEN“

VON HEINRICH FEDERER

Im gleichen Wagen sitzen einige ausländische Reisende. Jeden Augenblick staunen sie mit Oh! und Ah! in Settens Vaterland hinaus. Und es ist schön! Man fährt talab, den Ebenen zu. Aber so ist's einmal hier, immer an einem Fluss, der noch frische Lieder von der Schneewiege und lange kein müdes Abendlied vom holländischen Sandbett singt. Und es ist wirkliches Gebirgswasser, so klar, blau und kalt, als wären darin eben noch die letzten Gletscherstücke zerschmolzen.

Und man sieht, wo größere Äcker sind, immer die gleichen Leute langsam und wortarm hindurchgehen, ein steinschädeliges, grob- und langgesichtiges Volk, mit schweren Füßen und breiten Händen, aber hagern, lenksamen Leibern. Und immer sitzt eine besorgte, wenig genügsame, rechnerische Miene in der zerfurchten Stirne, aber auch etwas Schalkhaftes und Heimeliges spielt mit. Schweizer, alles Schweizer, und in alle Ewigkeit nicht zu wechseln mit irgend einem nahen und gleichzügigen Stamme.

Wo eine Stadt kommt, sind die Leute etwas geschickter im Bau, weicher im Gang und sehen minder vereinsamt aus. Doch die gleiche, langsame, tiefe Melodie der Sprache, der gleiche kerbige Schnitt des Kopfes, die gleiche kluge und wohl auch pffiffige Vierschrötigkeit, stille zu stehen und auf den Profit des Tages zu horchen. Und überall Derbheit, im Gehorchen der Knechte drüben am Hügel, im Kommando des Obersten dort an der Kaserne, im Wink des Fabrikherrn auf dem Aarauer Perron nach dem abfahrenden Makler, im Scherz der Jungen, die sich vor den Barrieren abprügeln. Aber alles geht so ernsthaft, klar, solid und fast feierlich zu. O Schweiz, liebe, herrliche, herzverschlossene, menschenwunderliche Schweiz, was bist du für ein spassig liebes, würdiges Ländchen! —

Die Hügel verebneten sich. In der Ferne sah man die Ränfte einer tiefen, buschigen Schlucht wie einen Erdspalt aufgähnen. Sicher rollt dort schon der grüne Grenzstrom, der noch schweizerische, noch ungezähmte, noch demokratische Rhein! Aber viele Reisende blickten jetzt gegen Süden, wo nach dem roten

Reisefexen Baedeker die Berge sich nochmals gehorsamst vorstellen sollten.

Sette, die vornehme Bürgersfrau einer alten, schweizerischen Stadtfamilie, fühlte sich in der Gesellschaft dieser deutschen und welschen Herrschaften plötzlich wieder frischer. Das war ihre Schweiz, von der da alles sprach und so sprach, als gehöre sie wie ein Weidplatz den spazierenden Touristen. Und das Kind neben ihr war ja auch ein echtes Schweizerchen und sollte es bleiben, auch am Meer unten. Und — sonderbar wohl tat ihr der Gedanke — das hatte sie doch noch mit ihrem Gatten gemein, den guten Tropfen Manussenblut, alten, bewährten Schweizer-saft. Die Leiden der Liebe sind sicher in allen Völkern die gleichen, dachte sie. Wer weiß, was diese Herrschaften aus Dresden und London unter ihren vornehm langweiligen Masken schon duldeten. Allen tut es gleich weh, das Entbehren, und allen gleich wohl, das Geküstwerden. Aber es verhalten und hart verschließen nach außen wie wir, und es in sich töten, das Jubeln oder Stöhnen, nein, das ist unsere Art, dachte sie stolz, ihr steinig hartes Köpflein mit der blonden Haarkrone aufhebend. Und hier soll mir niemand ansehen, was ich bin, Frau oder Wittib oder gar Minchens große mitreisende Schwester.

„Hier soll Gottfried Keller geboren sein,“ näselte ein Hamburger und wies in ein von einem Bach zerrauftes, schmales, baumerfülltes, grenzenlos heimeliges Einsamkeitsplätzchen in der Taltiefe. „Wie ist es denn eigentlich?“

Die gefragte Frau, eine Doktorsgattin aus Schaffhausen mit ihrem Sohn, einem stulpnasigen Gymnasiasten, antwortete sehr ruhig und sehr stolz: „Das weiß ich nicht, wo der Gottfried Keller geboren worden ist.“

Grenzenloses Staunen. „Das weiß ich nicht,“ lispeln die Hamburger verblüfft und mitleidig zu einander.

„C'est très fort,“ kräht eine Gallierin.

Aber der Doktorsohn, der Blaumützler mit der frechen Nase und der schwellenden Oberlippe, fing an zu pfeifen: „O mein Heimatland, o mein Vaterland — —“

Und gleich sang das süße, überhohe Stimmchen Minchens mit: „Wie so innig, feurig lieb' ich dich!“

Gnädig nickte der Student, worauf Minchen noch einen halben Ton höher sang.

Plötzlich brachen sie ab.

Denn da geschah, wie es die krause und eigenmächtige, aber sinnvolle Laune unseres Landes so haben will, dass, wenn man ein, zwei Stündchen, sei's nach Nord oder West, von der Stadt weg ins Flache fährt, nun an dieser Talecke, nun am Flussknie dort, jetzt ein drittes Mal gar am Saume der Heimat zwischen Kartoffelfeldern und Kleegütern, wo einem schon ein Geschmäcklein vom Ausland auf die Zunge kommt, dass einen da auf einmal das weiße Bild der Alpen aus unerklärlichen Fernen grüßt. So tauchte jetzt, gerade über der donnernden Rheinbrücke, weit hinten im Süd und Ost wie eine gütige Altvätererscheinung diese Kette weißgehörnter oder silberkuppeliger, bunt aneinander gewachsener Schneegebirge auf, milden Gesichts, mit erhabenen Stirnen und einem überirdischen, aus den obersten, blauen Himmeln empfangenen Glanz. Sie standen feierlich da und schienen zu sagen: Vergiss nicht, Schweizerkind, dass du Stein von unserm Stein und Firn von unserem Firn und Stolz von unserem Stolz bist! Ade! —

Dann tauchten sie unter, wie verschluckt von der Gier der unersättlich großen, sich dehnenden Ebene. Aber die kleine, grauseidene Frau mit den dicken Schweizerzöpfen ließ sie nicht aus dem Auge, bis der letzte Zinken verglomm. Dann blickte sie mutig ins fremde Land. An dessen Saum man jetzt fuhr. Der Knabe und das Dirnlein aber summten wieder weiter:

„Lasse strahlen deinen schönsten Stern
Nieder auf mein liebes Heimatland!

Heimat, Emil, Schneeberge, Liebe, alles floss in diesen Versen für die Reisende in einen schmerzlich süßen Sang zusammen. Sie fühlte sich besser. Kam das von den Bergen, den gesunden, starken Bergen? Emil zieht ja dort hinauf. Meinetwegen, meinetwegen!

Vielleicht machen sie ihn besser, vielleicht.

Meinetwegen! wehrt sich ihr Stolz nochmals.

Vielleicht doch, o ihr Berge, vielleicht doch!

Und dieses Vielleicht schwebte wie ein sanfter, gern geduldeter Widerspruch über ihren kleinen, böse aufgeworfenen, blut-

dunkeln Lippen und über ihren tapfern grauen Augen und löste nach und nach das Streitbare und Harte in ihrem Gesichtlein auf, bis sie sich endlich über das schläfrig gewordene Minchen bog, es auf den glitzerig schwarzen Scheitel küsste und zu ihm und halb auch zu dem kecken Schaffhauser Knaben sagte: „Singt das noch einmal, wisset, — wie doch, ei, — Thronenglanz ob — deinem Berg vergaß — —?“

Die zwei lachten unverschämt ob der wirren Vertrödelung so heiliger Verse und wiederholten dann, da auch sie, wie alle Schweizer, nur die erste Strophe genau wussten, die alten, wunderbaren Worte:

„Schönste Ros', ob jede mir verblich,
Dufftest noch an meinem öden Strand!
Mein Heimatland, mein Schweizerland,
mein Vaterland.“



HEINRICH FEDERER

Heinrich Federer¹⁾ ist auf dem selben Weg wie der junge Keller zum Kunstwerk durchgedrungen. Über persönliche Erinnerungen und Erlebnisse kam er zur Anekdote, erweiterte sie zur Erzählung und gelangte schließlich zur künstlerischen Darstellung eines wenigstens äußerlich vom eigenen Ich abgelösten Schicksals, in seinem Roman „Berge und Menschen“.

Dieser Werdegang führt ganz von selbst zu jener weisen Selbstbeschränkung, die in der Wahl von Stoffen und Motiven nur das dem Talent und seiner Entwicklungsstufe gemäße zulässt. Wir sehen Federers poetische Welt aus einem kleinen Dorf- oder Stadtkreise herauswachsen, in welchem ein Grüpplein Charakterköpfe, meist Buben und Männer, seltener Frauen und Mädchen, in unveränderlicher, fertiger Prägung sein Wesen treibt. Man erkennt die einzelnen Typen leicht, fast allzuleicht in jeder Geschichte Federers wieder.

Diese Beschränkung in einer kleinen Welt wird aber mit einem Mal zum ungeahnten poetischen Vorteil, wenn der Autor, wie in den „Lachweiler Geschichten“, einzelne Erzählungen zueinander in räumlichen und zeitlichen Zusammenhang setzt. Da erstet uns denn im engen Bann des Dorfes eine reiche Welt voll Freuden und Leidenschaften. Der Leser wird heimisch unter diesen ländlichen Menschen und die feine, leicht ironische Stimmung des seltsamen Dorfbildes, dieser gelassenen ruhigen Oberfläche über dem Streit der elementaren feindlichen Naturkräfte, bemächtigt sich unser leicht und mühelos. Das bildet den Vorzug der drei Lachweiler

¹⁾ „Lachweiler Geschichten“. Berlin 1911. G. Grottesche Verlagsbuchhandlung.
„Berge und Menschen“. Roman. G. Grottesche Verlagsbuchhandlung, Berlin. 1911.

Geschichten „Unser Nachtwächter Prometheus“, „Der gestohlene König von Belgien“ und „Vater und Sohn im Examen“. In nicht allzuentferntem Zusammenhang zu ihnen steht „Der Erzengel Michael“. Nur „Die Manöver“ fallen völlig aus dem Rahmen heraus. Was wir an diesen Dorfgeschichten bewundern, ist die ungemein reiche Kenntnis der Seele des Kindes, die da anmutig zu uns redet, die Psychologie der Buben. Und da ist gleich als wahres Meisterstück einer Kindererzählung „Der gestohlene König von Belgien“ hervorzuheben, ein duftiges, köstliches Kabinettstück voll Frische und Gesundheit, wie wir es etwa noch, nur etwas körniger, bei Lienert antreffen. Federer geht freilich nicht auf Impressionen aus. Er zieht seine Linien weich und vermeidet nicht immer eine etwas billige Sentimentalität. Aber eine echtere Tragikomödie als „Vater und Sohn im Examen“ ist in unserer neueren Prosaliteratur nicht leicht aufzutreiben. Etwas matter gibt sich schon „Der Erzengel Michael“, während „Die Manöver“ die meisterliche Charakterschilderung der beiden alten Fellerleutchen enthalten, die für die Unwahrscheinlichkeiten der Handlung und der Charaktere reichlich entschädigt.

Von der Anekdoten-Kombination der Lachweiler Geschichten bis zum guten Roman ist der Schritt nicht mehr weit. Federer tut ihn, indem er zugleich die dichterische und künstlerische Höhe erreicht, in seinem Buche „Berge und Menschen“. Die einzelnen Fäden der Dorfgeschichten sind zu einem festen Gewebe umspinnen. In dieses Netz hinein wird nicht ohne einige Mühe ein fremdes Schicksal als Zentrum hinein verwoben. In die harten, eckigen Linien der Naturseele schiebt sich die gerundete Silhouette der verfeinerten, kultivierten Psychologie des Bildungsmenschen und Städters. Da dies Schema aus dem Leben selbst herausgewachsen scheint, hängen dem Hauptmoment eine Menge Nebendinge und Schicksale an, die der Dichter nun durch die ganze Erzählung mitwandeln lässt. Die Art, wie dies geschieht und die unerschöpfliche Liebe und Sorgfalt, die er an diese mühevollen Arbeit wendet, beweisen uns den echten mit seinen Gestalten verwachsenen Dichter, dessen größte Freude in der Ausführung gipfelt. Eine erstaunliche Mannigfaltigkeit von Charakteren erstet vor dem Leser. Vom Kind bis zum Greise, Frau und Mann, arm und reich, dienend und herrschend, eine ganze Welt setzt sich hier in Bewegung. Das ist nicht mehr eine in die Länge gezogene Anekdote mit den Typen etwa der „Regina Lob“. Das Kleinod dieses groß angelegten Werkes wird allerdings wiederum gebildet durch das Bildnis eines Knaben, des prächtigen „Mang“.

Ein nüchterner, ganz in seinem Beruf aufgehender Ingenieur übernimmt, so erzählt Federer, von einem erkrankten Kollegen das Projekt einer Bergbahn. Mit einem Messgehilfen und vielen Instrumenten macht er sich auf den Weg, um die Bahn abzustecken. Schon während der Fahrt in der kleinen Lokalbahn fühlt er sich hingezogen zu dem naiven Bergvölklein, und als er ins Gebirge steigt, überkommt ihn mit einem Male die Erinnerung an vergangene, übermütige Studententage, die er hier verbracht. Das Schicksal führt ihm einen vaterlosen Knaben entgegen, in dem er bald den eigenen, aus einem Liebesabenteuer mit einer Sennerin hervorgegangenen Sohn erkennt. Es kommt nun zu einem mühsamen Kampfe des Vaters um die Liebe des herben, abweisenden Jungen. Der Kampf wandelt und entwickelt den verschlossenen Charakter des Mannes ins höher Menschliche. Ganz einzig ist die Art, wie der Dichter in diesem *einen* Punkte alle Schick-

sale und Probleme zu verknüpfen und zu lösen versteht, mit einer traumhaften Sicherheit und Beherrschung der Materie, die wir bewundern müssen. Er ist aber auch Meister über die Stimmungen, jene der etwas nüchternen kleinstädtischen Geschäftsprosa so gut als die der mannigfaltigen Berg- und Äplerwelt. Dabei ist das Ländchen Appenzell mit entzückender Naturtreue festgehalten. Die durchsichtige Verkleidung wird stellenweise geradezu als überflüssig empfunden. — Nicht alles in diesem Roman steht auf gleicher Höhe. Manche Länge und etliche Niederungen müssen vom Leser in beschleunigtem Tempo durchmessen werden, ehe er sich wieder auf einem beschaulichen Gipfel der Stimmung und der Fernsicht hingeben kann. Der Schluss gar verliert sich allzusehr in einer langweiligen Ebene. Aber es gibt da auch Partien, die man immer wieder und mit wachsendem Genusse aufsucht, wie etwa die köstlichen, humorvollen Bilder aus dem Leben unserer Eisenbahnen oder den nächtlichen Berggang von Herrn und Frau Manuss, diese wundervolle Bergdichtung.

Federers „Berge und Menschen“ schöpfen ihr Dasein aus dem unverriegelten Born des Lebens. Darum sind sie das Werk eines Dichters.

ZÜRICH

O. G. BAUMGARTNER



EIN KÜNSTLERLEBEN ¹⁾

I.

Wir wissen, dass es die Menschen des großen, sehnsüchtigen Willens sind, die Eroberer, die Neuerer, denen sich das Dasein zur Tragödie gestaltet. Wir wissen, dass sie das Leben vergewaltigen, seine Anforderungen abweisen, wenn sie die gerade Linie ihres Strebens biegen wollen, und dass das Leben sich für diese Vergewaltigung an ihnen rächt. Wir wissen es und wollen es doch nicht hinnehmen, wenn sich vor unsern Augen wieder ein edles Wesen an seinen Gesetzen zerstört. Wir rütteln an den äußerlichen Bedingungen, die anders hätten sein können und haben nicht Ehrfurcht vor dem Gesetz, das die Tragödie verhängt. Wir fragen, statt zu schauen, und es muss erst Einer kommen, der uns das fertige Lebensbild ohne Reden und Zutat, nur in seiner eigenen Vollendung vor Augen hält, damit wir vor der Größe der Gesetzmäßigkeit unsere Wenn und Aber sein lassen.

Ein Künstlerleben. Im Berner Dorfpfarrhaus kommt ein Knabe zur Welt; stürmisch ist als Kind schon seine Art. Er macht der klugen Mutter Mühe und zeigt sich widerspenstig in der Schule; doch er betätigt einen auffallenden Nachahmungstrieb und zeichnerische Begabung. In der Enge eines städtischen Zeichenateliers tut er nicht gut. Er muss fort in die Welt hinaus und sich durchhelfen lernen. Vom Münchener Maler-Handwerker hat er sich, große Ziele im Sinn, rasch durchgekämpft zum Schüler der Kunstschule, dann der Akademie. Mit brennendem Fleiß liegt er nun seinen Studien ob; daneben eignet er sich an Kenntnissen auf jedem Gebiet an,

Karl Stauffer-Bern. Sein Leben, seine Briefe, seine Gedichte. Dargestellt von Otto Brahm. Bei Meyer & Jessen. Zweite Auflage. Berlin 1911.